

My Home is my Castle!

Neue Wohnmodelle für Menschen mit Down-Syndrom. So wohne ich!

TEXT: CORA HALDER

Wie wohnen junge Menschen mit Down-Syndrom heutzutage? Welche Möglichkeiten gibt es? Was passt für wen am besten? Mit welchen Modellen werden gute Erfahrungen gemacht? Was muss man bei der Wohnungssuche beachten? Weil meine eigene Tochter nach einer langen Vorbereitungsphase ausgezogen ist und jetzt in einer eigenen Wohnung lebt, haben mich diese Fragen in den letzten Jahren umgetrieben. Und bei der Recherche stellte ich fest, dass es durchaus interessante Alternativen zum klassischen Wohnheim gibt. Einige Beispiele finden Sie in diesem Artikel.

Das Wohnheim kennen wir, ca. 40 Bewohner mit einer Behinderung, aufgeteilt in fünf Gruppen mit jeweils acht Personen. Idealerweise hat jeder ein eigenes Zimmer und teilt sich mit seinem/seiner Nachbarn/-in ein Badezimmer. In der Regel arbeiten alle Bewohner in der gleichen Werkstatt, werden also morgens mit dem Bus abgeholt und nachmittags wieder zurückgebracht. Frühstück gibt es in der gemeinsamen Wohnküche der Gruppe, Mittagessen in der Kantine der Werkstatt, Kaffee und Abendessen werden im Wohnheim mit den anderen aus der Gruppe eingenommen.

An den Wochenenden wird in der Gruppe gekocht, macht man einen Ausflug, geht bummeln, betätigt sich sportlich oder verbringt auch mal ein Wochenende zu Hause bei den Eltern oder Geschwistern.

In vielen Städten hat sich in den letzten Jahren das ambulant betreute Wohnen etabliert. Fünf bis acht Menschen mit Behinderung, die relativ fit sind, leben gemeinsam in einem Wohnhaus, „da wo die anderen wohnen“, also mitten in der Kommune, unterstützt durch Wohnassistenten/-innen.

Das ist ja schon eine ganz normale WG. Nicht ganz, denn in einer normalen WG sucht man sich die Leute ja selbst aus, mit denen man zusammenwohnen möchte, und es sind auch nicht immer gleich so viele Personen, man wohnt eher zu zweit, zu dritt oder viert. In einer WG essen auch nicht immer alle zusammen zur gleichen Zeit und schon gar nicht arbeiten alle am

gleichen Ort. Klar, man macht auch schon mal etwas gemeinsam mit den Hausgenossen, aber es lebt doch jeder weitgehend sein eigenes Leben, geht seinen Hobbys nach, trifft sich mit seinen Freunden und Kollegen.

Eine Wohngruppe in einem Wohnheim oder auch ABW-Gruppen sind demnach nicht ganz vergleichbar mit einer üblichen WG. Trotzdem ist diese Form schon ein großer Fortschritt und für viele, auch für Menschen mit Down-Syndrom, eine gute Lösung. Weg vom Großbetrieb in einem Wohnheim – die 40 Bewohner eines Heims bleiben eher unter sich – zu der Kleingruppe, die sich leichter in einem Wohnviertel integrieren kann.

Ein Wohnheim konnte ich mir für meine Tochter nicht gut vorstellen und als sie heranwuchs und ab und zu einen Bekannten in einem Wohnheim besuchte, erzählte sie schon ganz deutlich, so möchte sie nicht wohnen. Nur zusammen mit Menschen mit einer Behinderung und so viele zusammen und immer alles gemeinsam tun. Nein, das schien ihr gar nicht verlockend.

Sie hatte recht, ihr Leben war vom Anfang an integrativ, vom Kindergarten über die Schule bis zum Arbeitsplatz sowie auch im Freizeitbereich. Ein klassisches Wohnheim, wie es das bei uns im Ort zwar gibt und eigentlich gleich um die Ecke und relativ zentral gelegen, war für sie keine Zukunftsperspektive. Wir mussten nach etwas anderem Ausschau halten.

Deshalb die Suche nach alternativen

Möglichkeiten und die gibt es durchaus. In dieser Ausgabe von *Leben mit Down-Syndrom* stellen wir einige junge Menschen mit Down-Syndrom vor, die eine andere Wohnform gefunden haben, und auch in der nächsten Zeitschrift wird das Thema noch einmal aufgegriffen.

Es ist erfreulich, dass es im Wohnungsbereich allmählich mehr Vielfalt gibt, mehr Selbstbestimmung und Mitbestimmung. Die Möglichkeit, Wohnassistenten zu bekommen, öffnet vielen Menschen ganz neue Möglichkeiten.

Aber was ist mit dem Thema Einsamkeit? Genau so wie bei der schulischen Integration taucht auch hier diese Frage auf. Wenn jemand mit Down-Syndrom allein in einer Wohnung wohnt, ohne „seinesgleichen“, fühlt er sich da nicht allein? Nein, viele nicht, einige vielleicht schon. Oder ab und zu ja, aber meistens nicht.

Bei meiner Tochter erlebe ich zunächst genau das Gegenteil, sie ist heilfroh, wenn die Assistenten gehen, die Verwandten mal nicht vorbeikommen und nachschauen, ob alles o.k. ist, und sie endlich ihren Dingen ungestört nachgehen kann.



Herr im eigenen Haus. So wohnt Bendik!

Vor kurzem hatte ich die Gelegenheit, Bendik zu besuchen. Bendik (23) ist Anfang 2012 in seine eigene Wohnung gezogen – mit Betonung auf **eigene**, denn die 50 qm große Wohnung hat er gekauft und sie gehört ihm!

Wie kann ein junger Mann mit Down-Syndrom, der in einer Werkstatt für Menschen mit einer Behinderung arbeitet, der Wohn- und Freizeitassistenz bekommt, gleichzeitig eine eigene Immobilie haben? In einem Land wie Norwegen geht das. Da gibt es keine Regel, die vorschreibt, dass ein Mensch mit einer Behinderung, der in irgendeiner Weise vom Staat gefördert wird (z.B. einen Arbeitsplatz in einer WfB hat), nicht mehr als 2000 Euro Eigenkapital haben darf. Und deshalb können dort viele Menschen mit einer Behinderung, die, obwohl sie einerseits finanziell vom Staat unterstützt werden, sich andererseits trotzdem Hausbesitzer nennen.

Bendik ist nicht der einzige, der sich in eines der modernen Apartmentshäuser im Zentrum der norwegischen Stadt Bergen einquartiert hat. Im gleichen Gebäude, das insgesamt 28 Wohnungen zählt, sind mit ihm noch sechs weitere junge Menschen mit Down-Syndrom eingezogen, Freunde und Freundinnen von Kindheit an. Ihre Eltern haben lang überlegt, welche Wohnform für ihre Kinder die beste sein könnte. Am einfachsten wäre es doch, alle sieben gemeinsam in einem Wohnheim unterzubringen? Da sie alle Wohnassistenz brauchen, wäre ein Wohnheim doch praktisch, effektiv, kostensparend? Das Personal könnte man dort gleich mit aufnehmen. Aber genau so etwas ist in Norwegen nicht mehr möglich, die klassische Wohngruppe, so wie wir sie in Deutschland kennen, wurde dort schon vor vielen Jahren abgeschafft, nachdem Eltern sich vehement gewehrt hatten gegen diese aufgezwungene, einengende Wohnform. Jeder Mensch mit einer Behinderung hat nun laut Gesetz das Recht auf eine eigene Wohnung und die muss mindestens 50 qm haben!

Die Familien konnten sich also in Bergen auf die Suche machen nach einer geeigneten Wohnung für ihre Töchter oder ihre Söhne, irgendwo in der Stadt. Nur, wenn sie weit auseinander wohnen würden, würde das die Kontaktmöglichkeiten erschweren, würden sie sich vielleicht nicht so leicht und bequem besuchen können. Die Familien suchten nach einer Wohnform, die es ihren Kindern einerseits erlaubte, die guten

sozialen Kontakte innerhalb dieses Freundeskreises zu pflegen, andererseits auch ihre Individualität zu respektieren und ihre Selbstständigkeit weiter zu fördern.

Und sie wurden fündig. Im Zentrum von Bergen, direkt am Wasser, wurden alte Lagerhallen und Hafengebäude abgerissen und es entsteht nun eine ganz neue Siedlung mit insgesamt zwölf Wohnblöcken, vier- oder fünfstöckig mit jeweils zwischen 20 und 30 Zwei-, Drei- oder Vierzimmer-Wohnungen. Das war es. In dieses Wohnprojekt konnten die Jugendlichen sich einklinken! Die Eltern verhandelten mit der Stadt Bergen, mit den Banken, mit der Wohnungsbaugesellschaft, mit dem Architekten, mit den Sozialämtern etc. Das hat viel Zeit und Nerven gekostet. Aber das Ergebnis hat sich gelohnt. Ich war begeistert.

Anfang 2012 sind die sieben jungen Erwachsenen eingezogen, ihre Wohnungen liegen zehn Minuten Fußweg vom Zentrum entfernt, haben eine gute Anbindung ans öffentliche Verkehrsnetz. Einige von ihnen können sogar zu Fuß in die Arbeit gehen, es gibt gute Einkaufsmöglichkeiten in der gleichen Straße, die Freunde wohnen im gleichen Gebäude und doch hat jeder sein eigenes kleines Reich, ganz für sich!

Finanzierung

Und wie kann sich nun Bendik eine solche Eigentumswohnung leisten? Das funktioniert so: Seine Wohnung kostet 287000 Euro, er bekam einen Zuschuss vom Staat von fast 70000 Euro. Bei einem Eigenkapital von 14000 Euro musste er dann einen Kredit von 203000 Euro aufnehmen. Die Laufzeit beträgt 25 Jahre, die Zinsen sind günstig. Monatlich muss er nun ca. 900 Euro zurückzahlen. Dazu kommen 130 Euro Mietanteil für Wohnung Nummer acht. Denn nicht nur kaufte jeder Jugendliche seine eigene Wohnung, es wurde zusätzlich gemeinsam noch eine Wohnung im Haus angemietet, die als Treffpunkt für alle dient und gleichzeitig ein kleines Büro mit Schlafgelegenheit für das Personal bietet. Hier kann gemeinsam gekocht, gegessen, gespielt oder gefeiert werden. Hier kann man, aber muss man nicht, sich mit den anderen treffen, wobei man sich natürlich genauso gut gegenseitig in den eigenen vier Wänden besuchen kann. Einige der jungen Leute brauchen in der Früh keine Hilfe, sie stehen selbst auf, frühstücken und machen sich fertig für die Arbeit, andere brau-

chen dabei Assistenz. Dreimal wöchentlich wird abends unter Anleitung des Personals gekocht und gemeinsam gegessen, reihum laden sie auch zu sich ein. In dieser Extra-Wohnung ist eine große Wohn/Ess-Küche, die genug Platz bietet, um auch mal andere Mitbewohner des Hauses oder Eltern, Geschwister oder Freunde auf Kaffee mit Waffeln einzuladen. Die Mietkosten der Extra-Wohnung werden auf alle Bewohner umgelegt.

Je nach Bedarf bekommen die Jugendlichen Unterstützung beim Putzen ihrer Wohnung, bei der Wäsche usw. Für diese Kosten müssen sie ebenfalls selbst aufkommen.

Und das ist gut möglich, denn Menschen mit einer Behinderung bekommen in Norwegen ab dem 18. Lebensjahr eine monatliche Rente von ca. 2500 Euro, egal ob sie daheim wohnen oder in einer eigenen Wohnung, egal ob sie noch durch Arbeit Geld dazuverdienen. Bendik arbeitet in einer Werkstatt und verdient dort 300 Euro im Monat, außerdem stehen ihm noch 100 Euro Wohngeld zu. Mit einem monatlichen Einkommen von 2900 Euro und Fixkosten (Kredit, Assistenz, TV, Telefon etc.) von 1600 Euro bleiben ihm 1100 Euro für Essen, Kleidung, Urlaub etc. Ganz ordentlich, auch wenn in Norwegen das Leben teuer ist. C.H. ■



Eine Männer-WG. So wohnt Uli!

Uli, du wohnst schon seit einiger Zeit nicht mehr zu Hause bei deinen Eltern. Du bist letztes Jahr umgezogen, aber nicht in eine typische Wohngruppe oder in ein Wohnheim der Lebenshilfe zum Beispiel, wie viele deiner Freunde und Bekannten. Warum nicht? Und wie wohnst denn du?

Nein, ein Wohnheim, das ist nichts für mich. Zum Beispiel passiert es, dass da auch mal jemand stirbt, das habe ich nicht gern. Und man hat auch weniger Geld, nur ein Taschengeld. Und bei einer Wohngruppe kann ich nicht selbst meine Mitbewohner aussuchen. Jetzt ist es besser, ich wohne mit zwei Studenten zusammen und die habe ich selbst ausgesucht.

Diese Wohnform für jemanden mit Down-Syndrom ist noch relativ selten. Ich kenne nur ein ähnliches Projekt in München, aber so etwas im Kleinen, davon wusste ich noch nicht. Wer hatte diese Idee?

Ich! Ich hatte hier in Erlangen eine Kollegin, sie wohnte zusammen mit ihrer Nichte,

dass er ein bisschen auffällt. Es gibt nämlich so viele Anzeigen, damit sie irgendwie auffällt. Am Schluss stand denn da: „Wir, Eltern, suchen für ihn, Uli, der in der Regnitz Werkstatt arbeitet und endlich in ein selbstständiges Leben starten möchte, zwei Mitbewohner.“ Dann haben sich gleich einige gemeldet, auch Studentinnen.

War das klar, dass es eine Männer-WG werden sollte?

Nicht unbedingt. Aber es hat sich dann ergeben, dass ich zwei Männer ausgesucht habe. Es war gar nicht so einfach, auszuwählen. Aber ich habe richtig Glück gehabt. Der Uwe, der studiert MPM, und Volker, der war schon fast fertig mit Maschinenbau.

Hast du die Wohnung gemietet?

Genau, meine Eltern haben die Wohnung gekauft, die ist ganz schön groß. Ich habe da mein eigenes Zimmer und die beiden Studenten genauso. Das Wohnzimmer, die Küche, das Bad, den Keller etc. benutzen wir gemeinsam und jeder zahlt seine Miete, ich auch.

Wie habt ihr die Arbeiten im Haushalt aufgeteilt? Wer macht was?

Der Uwe hat eine Putzuhr gemacht mit drei Abteilungen: Küche, Bad und Wohnbereich. Da kann man eine Scheibe rumdrehen mit unse-

ren Namen und dann sieht man, wer was machen muss. Montagabend ist bei uns immer Putzdienst. Und jeder sorgt natürlich für das eigene Zimmer.

Ich bekomme außerdem noch Wohnsistenz, sieben Stunden in der Woche. Da geht es dann hauptsächlich ums Kochen. Da brauche ich noch Hilfe. Das ist meistens am Freitag, dann koche ich schon mal vor für das Wochenende und friere dann die Mahlzeiten ein.

Machst du sonst noch etwas gemeinsam mit den Mitbewohnern?

O ja, wir schauen ab und zu gemeinsam Fernsehen, aktuelle Themen oder mal Fußball. Wir sprechen über Politik oder über die UN-Konvention zum Beispiel. Wir ge-

hen auch mal zusammen ins Kino, letzthin in den James-Bond-Film, zum Billardspielen oder auf einen Cocktail.

Frühstückt ihr gemeinsam und kocht ihr abends zusammen?

Das schaffen wir gar nicht. Das macht jeder für sich, denn wir haben unterschiedliche Arbeitszeiten und allerlei Hobbys am Nachmittag oder Abend. Ich stehe immer als Erster auf und bin schon weg, bevor die beiden anderen aus dem Bett kommen! Und abends kommen wir zu unterschiedlichen Zeiten nach Hause.

Du bist ja ganz schön aktiv, was machst du alles in deiner Freizeit?

Ich spiele in einer Band, wir proben einmal in der Woche, dann gehe ich noch zum Tischtennis, nutze die Angebote der OBA, bin bei den Happy Dancers. Bin ganz schön unterwegs.

Es hat schon einen Wechsel gegeben. Volker ist nach einem Jahr weggezogen.

Ja, der hat nach seinem Studium leider hier keine Stelle gefunden und ist nun in München. Das war schade, wir hatten uns alle gut verstanden. Aber dann haben wir wieder übers Internet einen neuen Mitbewohner gefunden, das ist Christian und der ist ein Volltreffer!

Gefällt dir dein Leben so?

Ja, das ist richtig schön!

Könntest du dir vorstellen, wieder nach Hause zurückzuziehen?

Nein, nicht mehr. Ganz selten übernachtete ich noch mal zu Hause, wenn wir von einer Reise spät heimkommen zum Beispiel. Aber sonst gefällt es mir besser hier, bei mir.

Denkst du, so eine WG ist geeignet für andere Menschen mit Down-Syndrom?

O ja, das ist bestimmt gut. Ich wohne gerne mit Uwe und Christian zusammen und lerne mehr und mehr von ihnen, ich lerne, wie sie so leben.

Gibt es etwas, das du in Zukunft noch ändern möchtest?

Das weiß ich nicht genau, bin jetzt ganz zufrieden.

Das Interview mit Uli Kanwin führte Cora Halder



einer Studentin. Das gefiel mir. Meine Mutter hat sich dann das Wohnprojekt in München mal angeschaut, da wohnen Studenten und Menschen mit Behinderung zusammen. Das fand sie gut und ich auch, nur sollte das nicht so eine große Gruppe sein. In München sind es meistens neun oder zehn Personen.

Da haben wir uns überlegt, dass es doch in Erlangen auch viele Studenten gibt, da könnte man so etwas vielleicht auch organisieren.

Wie habt ihr die Mitbewohner gefunden? War das schwierig?

Einfach übers Internet, bei www.wg-gesucht.de. Mein Bruder hat einen guten Tipp gegeben, wir sollten den Text so schreiben,

Und als Ergänzung die Meinung von Uwe, Mitbewohner der ersten Stunde:

Mein Name ist Uwe Molnar und ich bin einer der Mitbewohner in der WG von Uli Kanawin. Uli hat mir gesagt, dass Sie einen Artikel über unsere integrative WG schreiben, und mich gebeten haben, Ihnen eine Mail mit einigen Infos zu senden ... Voilà ...

Ich wohne nun schon über ein Jahr in der WG und fühle mich hier sehr wohl! Ich bin aufgrund eines Masterstudiums nach Erlangen gezogen und damals auf der Wohnungssuche auf die Anzeige von Familie Kanawin im Internet gestoßen ... Zunächst hatte ich Bedenken (wie ist Uli, die WG, das WG-Leben, etc.), aber da ich ein offener Mensch bin, habe ich mich entschlossen, einfach mal anzurufen. Frau Kanawin hat mir dann alles über Uli, das „Projekt“ und die WG erzählt. Wir haben dann auch einen Termin vereinbart, an dem Uli und ich uns zum ersten Mal kennengelernt haben. Die sehr offene und kommunikative Art von Uli und die Tatsache, dass wir uns von Anfang an gut verstanden haben, haben mir viele (gedankliche) Barrieren, wie denn ein Zusammenleben aussehen könnten, genommen.

Ich hab mich also auf das Projekt eingelassen und würde es heute jederzeit sofort wieder machen! Die Erfahrung, einen Menschen mit Behinderung kennenzulernen, hilft unendlich viel beim Abbau von Vorurteilen oder falschen Bildern. Ich sehe heute Menschen mit Down-Syndrom mit ganz anderen Augen als noch vor einem Jahr. Ich finde, die Herzlichkeit und die Offenheit vieler sind sehr liebenswerte Eigenschaften. Uli und ich sind seither übrigens sehr gute Freunde geworden.

Zu unserem WG-Leben kann ich nur sagen, dass wir (Chris, Uli und ich) eigentlich eine ganz normale WG sind. Wir kochen zusammen, haben einen Putzplan und gehen auch öfter mal zusammen weg (Kino, Cocktails trinken, Billard spielen, etc.) und wenn wir mal nicht kochen, gibt's ja noch den Pizza-Service. Wir schauen abends gemeinsam Nachrichten und reden bei einem Tee oder Kaffee über unseren Tag und was uns so beschäftigt. Natürlich gibt es wie in jeder anderen WG auch hie und da Problemchen, aber die besprechen wir immer gleich und daher hatten wir bis jetzt noch nie größere Schwierigkeiten!

Ansonsten hab ich das Gefühl, Uli hat durch das selbstständige Leben viel Selbstbewusstsein erfahren und ist durch das WG-Leben ein gutes Stück selbstständiger geworden.



Die Dorfgemeinschaft Hausenhof

Der Wiener Arzt Dr. Karl König begründete 1940 in Schottland eine Lebensgemeinschaft mit seelenpflegebedürftigen Kindern. Der Ort dieser ersten Gründung – Camphill – gab den Namen für eine Bewegung, die weltweit etwa 100 Einrichtungen hervorgebracht hat. In Deutschland gibt es gegenwärtig zwölf Camphill-Einrichtungen mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Der Hausenhof liegt im mittelfränkischen Landschaftsschutzgebiet Steigerwald in der Nähe von Neustadt an der Aisch.

Entstehung

Im Herbst 1987 begann die Dorfgemeinschaft Hausenhof mit neun jungen Menschen zunächst in einer Hausgemeinschaft. Jetzt leben dort etwa 120 Menschen in neun Hausgemeinschaften, etwa die Hälfte von ihnen muss sich mit speziellen Behinderungen auseinandersetzen.

Die Camphill-Dorfgemeinschaft Hausenhof ist eine Einrichtung auf anthroposophischer Grundlage. Die von Rudolf Steiner begründete Geisteswissenschaft ist christlich, ohne einer Konfession anzugehören.

Der als gemeinnützig und mildtätig anerkannte und eingetragene Verein Camphill Gemeinschaft Hausenhof e.V. ist der Trägerverein der Dorfgemeinschaft Hausenhof. Er ist Mitglied im Paritätischen Wohlfahrtsverband.

Idee und Impuls

Die sozialtherapeutische Arbeit in der Dorfgemeinschaft ist ganzheitlich. Es werden Gemeinschafts-, Arbeits- und Lebensformen entwickelt, die es behinderten und nicht behinderten Menschen ermöglichen, gemeinsam ein selbstbestimmtes Leben in Würde zu führen.

Behinderung wird in erster Linie nicht als Defizit, sondern als besonderer Ausdruck der Individualität des einzelnen Menschen gesehen. Körperliche oder seelische Beeinträchtigungen können dazu führen, dass das Ich des Menschen nur

verzerrt in Erscheinung treten kann, so dass sich das äußere Behinderungsbild ergibt.

In die Camphill-Dorfgemeinschaft Hausenhof werden erwachsene Menschen aufgenommen, die als dauerhaft geistig behindert gelten und mehrfachbehindert sein können und die erkennen lassen, dass sie auf längere Dauer der Gemeinschaft angehören wollen. Eine Probezeit geht der Aufnahme voraus.

Gemeinsam leben

Um eine Familie mit eigenen Kindern oder auch alleinstehende Menschen bildet sich, zusammen mit Praktikanten und Zivildienstleistenden, eine Hausgemeinschaft, die bis zu zehn behinderte Menschen aufnehmen kann. Mehrere Hausgemeinschaften bilden die Grundlage für die Dorfgemeinschaft. Die familienähnliche Struktur der Hausgemeinschaften, zu denen auch die Kinder der Mitarbeiter gehören, gibt den Bewohnern Geborgenheit.

Gemeinsam arbeiten

Arbeit wird sinnvoll dadurch, dass die menschliche Tätigkeit sich den Bedürfnissen anderer Menschen zuwendet. Behinderte Menschen brauchen Hilfe, um im Arbeitsprozess mitwirken zu können. Die Arbeitsprozesse werden so eingerichtet, dass jeder in angemessener Form einen Beitrag leisten und möglichst selbstständig tätig werden kann. Landwirtschaft und Garten werden am Hausenhof biologisch-dynamisch bewirtschaftet.

Gemeinsam feiern und lernen

Ein wesentlicher Kraftquell des Zusammenlebens und -arbeitens der Gemeinschaft ist das kulturelle Leben auf christlicher Basis. Tages-, Wochen- und Jahresrhythmen werden bewusst erlebt und gestaltet. Die Camphill-Bewegung schafft Orte der Kultur im weitesten Sinne. In allen Bereichen des Lebens soll Kultur im Alltag wirken.

Quelle
Dieser Text wurde der Website
von Hausenhof entnommen.
www.hausenhof.de

Leben in einer Dorfgemeinschaft

So wohnt Moritz!

Moritz lebt seit letztem Jahr in Hausenhof und fühlt sich, wie es scheint, dort richtig wohl. Moritz spricht wenig – obwohl um einiges mehr, seit er hier wohnt –, sodass ich ihn nicht befragen kann, aber ich merke, dass es ihm hier gutgeht. Voller Stolz zeigt er sein Haus, das Zimmer, das er mit einem anderen jungen Mann teilt. Die beiden verstehen sich gut und auch mit den drei anderen Männern in der Hausgemeinschaft kommt Moritz gut zurecht. Er ist der Jüngste hier im Haus Amethyst. Mit im Haus wohnen noch die Hauseltern und zurzeit ein Praktikant aus Brasilien. Zwei Heilerzieherinnen arbeiten in den Abendstunden und am Wochenende mit und eine Köchin sorgt für das Mittagessen, das gemeinsam im Haus eingenommen wird.

Warum eine Dorfgemeinschaft?

Bevor Moritz nach Hausenhof kam, war er in der Werkstufe, der Übergangszeit zwischen Schule und Arbeitsplatz, und machte verschiedene Praktika in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung, wo er wenig interessante und monotone Aufgaben im Sitzen erledigen musste. Dort machte Moritz keinen sehr glücklichen Eindruck. Seine Eltern, die wussten, wie gerne Moritz draußen arbeitet, wie gern er richtig zupacken will und körperliche Arbeiten verrichtet, machten sich auf die Suche nach einem anderen Arbeitsplatz. Viel Auswahl gibt es nicht und das Einzige, was sie fanden, war die Camphill-Dorfgemeinschaft. Dort zu arbeiten bedeutete jedoch gleichzeitig auch, dort zu wohnen. Das war eigentlich noch nicht so geplant, Moritz war ja erst 19 Jahre.

Einige Male besuchten Moritz und seine Eltern den Hausenhof, schauten sich dort um. Moritz zeigte sofort Interesse für den Stall mit den Tieren. Es wurde beschlossen, dass Moritz vier Wochen auf Probe aufgenommen werden sollte, um zu schauen, wie es ihm gefiel, wie er sich zurechtfindet in einer völlig neuen, anderen Umgebung, was eventuell sein Arbeitsbereich sein könnte, und um seitens der Dorfgemeinschaft festzustellen, ob er dort hineinpassen würde.

Die vier Wochen wurden ein Erfolg. Die Eltern stellten fest, dass Moritz richtig aufblühte, ihm gefiel die Arbeit, mit den Menschen schien er sich gut zu verstehen und Anzeichen von Heimweh nach Hause gab es keine! Dass dann gerade ein Platz frei

war, war großes Glück, denn es gibt durchaus Wartelisten, um hier eine Wohn- sowie Arbeitsmöglichkeit zu finden. So zog Moritz im September 2011 um und ist seitdem Hausenhof-Bewohner.

Strukturierter Tagesablauf

Wie in jeder anderen Werkstatt arbeiten die Menschen hier sechs Stunden täglich. So startete Moritz mit Stallarbeit am Vormittag und nach dem Mittagessen arbeitete er in der Bäckerei. Nach einem Jahr gab es einen Wechsel, nun arbeitet er vormittags in der Hauswirtschaft und nachmittags im Stall. Es gibt in Hausenhof ja sehr unterschiedliche Tätigkeitsbereiche: Käserei, Bäckerei, Gärtnerei, Weberei, Kerzenwerkstatt, Tischlerei, Wäscherei, Obstwerkstatt. Hauswirtschaft bedeutet, dass Moritz in einem Wohnhaus (nicht sein eigenes) vormittags hilft beim Säubern, Staubsaugen, den Hof kehren, die Küche aufräumen und danach der Köchin bei den Vorbereitungen für das Mittagessen. Nachmittags ist er in der Landwirtschaft beschäftigt und u.a. zuständig für das Füttern der Kälber, er muss den Stall säubern, hat im Schweinestall zu tun und war auch schon bei der Kartoffelernte dabei. Da muss Moritz richtig zupacken, aber genau das gefällt ihm.

Die Freizeit wird gemeinsam verbracht. Moritz spielte schon zu Hause gern Akkordeon, das er auch mitgenommen hat, abends werden im Haus Spiele gespielt, es gibt Möglichkeiten zum Malen und Theaterspielen, die Gruppe macht am Wochenende auch mal einen Ausflug, eine Radtour oder geht zum Schwimmen. Wer abends in seinem Zimmer z.B. Musik hören will, kann das natürlich so tun.

Für das Frühstück und das Abendessen sind die Hausbewohner selbst zuständig und im Wochenende wird gemeinsam gekocht, dann kommt die Köchin nicht, am Samstag putzt jeder sein Zimmer selbst.

Nichts los?

Die Kultur wird ins Dorf geholt

Auf den ersten Blick ist hier wenig los, der Hausenhof liegt in einem landwirtschaftlichen Gebiet, umgeben von kleinen Dörfern, der nächste größere Ort ist Neustadt an der Aisch (15 km). Die Bewohner haben keine Möglichkeiten, mal selbst zum Bummeln zu gehen, ein spontaner Kino-



oder Konzertbesuch gestaltet sich schwierig, auch in Sachen Sport ist wenig geboten. Hausenhof bietet allerdings ein wirklich vielfältiges Kulturprogramm für seine Bewohner: Theatervorstellungen, Musikveranstaltungen oder Vorträge, zu denen auch Besucher willkommen sind. Es wird die Kultur ins Dorf geholt, ein wirklich schöner Theatersaal, der Novalis-Saal, bietet dazu einen würdigen Rahmen

Leicht kann der Eindruck entstehen, man lebt hier in einer heilen Welt, die Bewohner sind abgeschottet vom „richtigen“ Leben. Hier geht alles beschaulich seinen Gang und alle sind glücklich und zufrieden.

In Hausenhof ist jedoch auch der Zeitgeist angekommen. Am Tag meines Besuches diskutierten gerade die Bewohner, die Mitarbeiter und die Verwandten – im Rahmen einer Tagung – über das Thema Selbst-, Fremd- und Mitbestimmung. Die Referentin hatte tags zuvor einen Workshop mit den Bewohnern zum gleichen Thema und jetzt sitzen sie beim Vortrag und diskutieren mit, erzählen, wo sie mehr mitbestimmen möchten. Und wie an anderen Orten entspricht ihre Meinung nicht unbedingt die der Mitarbeiter oder Eltern. C.H.

Fünf Jahre Haus Herta

So wohnen Ulrike, Petra und Stefanie!

Seit Oktober 2007 wohnen Ulrike (42 Jahre), Petra (30 Jahre) und Stefanie (25 Jahre) in einer Wohngemeinschaft in dem kleinen Ort Hosenfeld im Landkreis Fulda. Alle drei haben Down-Syndrom und wuchsen wie Geschwister in der Pflegefamilie Christa Petzinger und Christian Aschenbrenner auf. Die Zukunft ihrer drei Kinder hat die Pflegeeltern Christa Petzinger und Christian Aschenbrenner immer schon sehr beschäftigt, sie wollten ihnen eine andere Perspektive bieten als den üblichen Weg. Das wäre ein Platz in einem Wohnheim in der Stadt Fulda gewesen.

„Uns schwebte jedoch eine Wohnmöglichkeit vor in unserer Nähe, wo sie trotz ihrer Unterschiedlichkeiten gemeinsam leben konnten. Und wo sie wohnortnah in ihrer vertrauten Umgebung bleiben konnten“, so Frau Petzinger. Als dann die Nachbarin, die geliebte „Oma Herta“, verstarb, und ihr Haus zum Verkauf stand, nutzten die Eltern diese Tatsache, um diesen Wunsch zu realisieren. Das Haus liegt gleich gegenüber, ideal für die drei Schwestern.

Bevor aber der Umzug stattfinden konnte, mussten viele Hürden aus dem Weg geräumt werden. Nicht nur musste das Haus renoviert werden, auch die Unterstützung durch Fachpersonal aus dem Antoniusheim in Fulda musste organisiert wer-

den. Zwar war das Ziel, den jungen Frauen ein selbstständiges Leben zu ermöglichen, dazu bräuchten sie dennoch viele Hilfen in der Alltagsgestaltung. Der Landkreis Fulda unterstützte jedoch diese private und einmalige Form des betreuten Wohnens von erwachsenen Menschen mit Behinderung und nach einer langen Vorbereitungszeit konnten die Schwestern einziehen und die Frauen-WG war geboren.

Ein eigenes Haus – kein Wohnheim!

Für die drei jungen Damen war ein Umzug in ein Wohnheim nie Gesprächsthema. Ulrike, Petra und Stefanie wollten weiterhin zusammenleben und das vor allem in Hosenfeld, wo sie sich von verständnisvollen Nachbarn und Gemeindegliedern angenommen und akzeptiert fühlten. Ein eigenes Haus, und das doch ganz in der Nähe der Eltern, das konnten sie sich gut vorstellen.

Voller Begeisterung richtete jede von ihnen, als es endlich soweit war, das eigene Zimmer in den jeweiligen Lieblingsfarben ein. Zum Einzug empfingen sie stolz alle Gäste, die ihrer selbst gestalteten Einladung gefolgt waren.

Trotz aller Freude war das Wohnprojekt für die Eltern und ihre Töchter eine große Herausforderung. Es musste herausgefunden werden, was eine jede von den dreien jeweils allein bewältigen und wo selbst Verantwortung übernommen werden kann. Die alltäglichen Hausarbeiten müssen in der Wohngemeinschaft entsprechend verteilt werden. Dieser Lernprozess wurde zunächst noch mit einem hohen Stundenmaß von den Eltern ehrenamtlich begleitet. Zusätzlich unterstützten drei Fachkräfte die Frauen 13 Stunden pro Woche in ihrer Alltagsgestaltung und trainierten (und trainieren immer noch) mit ihnen den Weg in die Selbstständigkeit.

Jetzt, fünf Jahre später, ziehen sich die Eltern immer mehr aus dem „Betrieb“ zurück. „Irgenwann muss es ja auch ohne uns funktionieren“, so Christa Petzinger. Stolz sind alle auf die vielen Meilensteine, die inzwischen erreicht sind. Morgens benötigt



besonders Uli noch

große Unterstützung, da

sie sehr viel Zeit für den ganzen Ablauf (Aufstehen, Waschen, Anziehen, Frühstück) braucht. Deswegen ist zu diesem Zeitpunkt die Anwesenheit der Eltern noch erforderlich. Nach dem Frühstück gehen alle drei zur Arbeit; Ulrike und Stefanie arbeiten in einer Werkstatt des Antoniusheims in Fulda und Petra hat gerade ihr zehnjähriges Arbeitsjubiläum als Kindergartenhelferin gefeiert. Abends versorgen sie sich alleine und gehen auch selbstständig zu Bett, obwohl die Eltern dann noch zur „Gute-Nacht-Geschichte“ hereinschauen.

An den Wochenenden kommt die Wohnassistenz, leitet an und unterstützt bei den unterschiedlichsten Tätigkeiten im Haushalt, wobei viele Dinge den Schwestern selbst inzwischen leicht von der Hand gehen. Freilich sind die Eltern auch öfter da, sie werden eingeladen auf eine Tasse Kaffee zum Beispiel, aber dann können sie auch wieder heimgehen, denn so Petra: „Das hier ist unser Haus!“ Abends telefoniert sie kurz mit ihrer Mutter: „Alles paletti hier!“, heißt es dann, sie hat die Medikamente, die Ulrike morgens nehmen muss, vorbereitet und den Tisch fürs Frühstück gedeckt.

Und am Sonntagmorgen bekommen Frau Petzinger und Herr Aschenbrenner meistens ihr Frühstück mit Cappuccino in das „alte Haus“ – so nennen die drei ihr „Elternhaus“ – gebracht. C.H. ■

